

Erwiderung auf den Erhalt des Hans-Fallada-Preises 2024 / Grit Lemke, gehalten am 20. März 2024

Hans Fallada also. Und Neumünster. Erstmal googeln, wo das liegt. Und Fallada – nochmal lesen. Im Online-Katalog der Berliner Stadtbibliotheken gebe ich ein: Fallada, E-Book. Und muss feststellen: Fast alle sind ausgeliehen. Kann nicht sein – bei Büchern, die ja immerhin fast hundert Jahre alt sind! Ich frage mich, woran es liegen könnte, dieses geradezu unheimliche Interesse an seinen Büchern? Ein Blick auf die Titel liefert einen ersten Hinweis:

Kleiner Mann, was nun?

Ein Mann will hinauf

Bauern, Bonzen und Bomben

Kein Wunder, denke ich. Das klingt ja wie Ratgeber, haargenau passend zu der Zeit, in der *ich* mich befinde. Buchstäblich während ich an meinem Schreibtisch nach Fallada suche, wälzt sich auf der großen Hauptstraße in Sichtweite meines Balkons eine endlose Traktorkolonnen stadteinwärts. Bedrohlich und unüberhörbar dringt ihr Hupen in meine Studierstube. Diese Wut. Dieser Druck. Dieser kleine Mann, der nach oben will und nicht kann. Und der ich ja auch irgendwie bin. In meiner Kleinstadt, wo die rechte Partei die stärkste Fraktion im Stadtrat bildet und der Nachbar sie wohl wählen wird, wie er sagt. Der eigentlich ein feiner Kerl ist, der Nachbar. Mit dem man Gartengeräte tauscht und Kirschen gegen Radieschen, und abends ein Bier auf der Terasse, nützt ja nüscht. Und die da oben. Und wir, mit unserem Bier auf der Terasse. Im WK I werden schon wieder Häuser abgerissen, das waren schöne Häuser. Da soll ein Parkplatz hin, heißt es, und ein neues Einkaufszentrum bräuchten wir auch. Ohne Einkaufszentrum würde der Investor aus Niedersachsen keine neuen Wohnungen bauen. Und wir, mit unserem Bier auf der Terasse, sagen: Wurden nicht eben Häuser abgerissen, mit schönen Wohnungen darin? Noch ein Bier. Diese Wut.

Hans Fallada im Vorwort zu "Bauern, Bonzen und Bomben", dem laut Tucholsky "besten deutschen Kleinstadtroman":

„Meine kleine Stadt steht für tausend andere und für jede große auch.“

Und weiter Tucholsky über Falladas Roman:

„Der Bürgermeister drückt auf die Zeitungsleute; die Zeitungsleute drücken auf das Rathaus; die Bauern auf die Kaufleute; jeder weiß etwas über wen, und jeder nutzt diese Kenntnis auf das raffinierteste aus. (...) Hier, in diese kleinen Städte, ist der demokratische, der republikanische Gedanke niemals eingezogen. (...) Das Volk versteht das meiste falsch; aber es fühlt das meiste richtig. Daß nun dieses richtige Grundgefühl heute von den Schreihälsen der Nazis mißbraucht wird, ist eine andre Sache.“

Geschrieben am 7. März 1931.

Auf eine beklemmende Art liest sich Fallada heute, als wäre er unter uns, mit unserem Bier auf der Terrasse. Als würde er genau beschreiben, was uns widerfährt. Und ich frage mich, was ich dann früher darin gelesen habe, denn natürlich habe ich – wie wir alle – Fallada gelesen. In einer Zeit, die sich nicht anföhlte wie 1931. Kontrolle am Bücherregal (Sie wissen:

drei Meter breit, zwei Meter hoch): Neben zwei Bänden mit Kurzgeschichten finde ich dort zwei zerlesene Bände von „Wer einmal aus dem Blechnapf frißt“. Erschienen in der reclam-Edition „Taschenbibliothek der Weltliteratur“. Die Werke dieser Reihe zählten zu jenen Büchern, die wir ALLE lasen. Und ALLE zur gleichen Zeit. Mein Blick schweift über die Buchrücken im Regal wie über eine Karte und findet auf jenen dieser Edition die Topographie unserer kollektiven Menschwerdung:

Bertolt Brecht, William Faulkner, Gustave Flaubert, Hermann Hesse, Franz Kafka, Thomas Mann, Gabriel Garcia Marquez, Jon Dos Passos, Marcel Proust, Alexander Puschkin, Ludwig Renn, Joseph Roth, Jean-Paul Sartre, Michail Scholochow, Iwan Turgenjew, Tennessee Williams, Virginia Wolf, Stefan Zweig ...

Sie werden nicht nur bemerkt haben, dass sich nur eine Frau darunter befindet, sondern ebenso, dass die Aufzählung alphabetisch erfolgte, die Bücher hier also nicht nach Ländern, Literaturen oder Themen geordnet waren – künstlerisch willkürlich also. Und genauso haben wir sie rezipiert. Lesen, das war keine Frage der Präferenzen, der persönlichen Interessen oder gar einer bewussten Auswahl. Wir kauften einfach ausnahmslos alles, was in dieser Reihe erschien, lasen es – und fertig war der Lack. Das mag einem heute, da wir uns geradezu jedes Buch der Welt jederzeit irgendwie besorgen können, als das Gegenteil von Freiheit erscheinen und somit als geistige Armut. Man kann darin aber auch etwas anderes sehen: ein geradezu grenzenloses Vertrauen in eine Edition, einen Verlag, ein Konzept, in Literatur als solche.

Dass wir die Taschenbibliothek der Weltliteratur derartig verschlangen, hing sicher nicht unwesentlich mit dem Wort „Welt“ darin zusammen. Ein großes Versprechen im kleinen Hoyerswerda der 1980er Jahre. Es war das Versprechen, die Nacht – die, wir wissen dem Lesen vorbehalten war – nicht in Hoy zu verbringen, sondern in Paris, Moskau, Lübeck, Wien, auf der Isle of Sky oder in Macondo.

Gerade erst reiste ich – mit meinem vergilbten Exemplar von „Hundert Jahre Einsamkeit“ durch Kolumbien. Und versuchte, das, was ich seinerzeit darin sah – eine mir komplett fremde betörend bunte Welt – mit dem zu vergleichen, was ich heute vorfand. Also, wie es mein Leipziger Ästhetik-Professor Günter K. Lehmann gefasst hätte: die Realität – das, was uns umgibt – zu vergleichen mit der Wirklichkeit – also dem, als das sich die Realität in unseren Köpfen darstellt. Und zu meinem großen Erstaunen stellte ich fest: Die Realität entsprach ganz offensichtlich – zumindest in meiner Wirklichkeit – dem, was mir damals vorgestellt hatte: Laut, kreischend, betörend, grell, bis an den Rand der synästhetischen Überforderung und angefüllt mit genau der Magie, in die ich damals beim Lesen versunken war ... Aber das Buch hatte sich verändert: Die Geschichte von Macondo, befreit von der Überwältigung des Fremden, las ich nun als die einer im Nichts neu gegründeten Stadt, in der alle besser leben sollen. Eines utopischen Entwurfs, in den die Ausbeutung der Natur und des Menschen einbricht, Kapitalismus, Kolonialismus, Ungleichheit und Gewalt, Agonie, Verfall und schließlich der Untergang. Ich muss Ihnen wohl nicht sagen, an welche Stadt ich nun, im fernen Kolumbien, beim Lesen von Garcia Marquez unentwegt denken musste. So viel sei verraten: Neumünster war es nicht.

Aber auch Neumünster durchmaß ich seinerzeit lesend in meinem Kinderzimmer. Verrückt! Gewissermaßen war ich also schon mal hier! Ich lag mit dem Buch in der Hand auf dem Bett in meinem sehr kleinen Kinderzimmer im WK VE. Wenn ich den Blick hob, sah ich – in der neunten Hochhausetage – eine Fassade mit endlosen Reihen von Fenstern wie jenem, hinter dem ich lag und las. Darüber ein Stück Himmel. Manchmal blau, manchmal eher bräunlich – dann machte man das Fenster besser nicht auf, weil es von Pumpe herüberzog: Gaswerk. Dachte ich beim Lesen daran, dass die Größe meines Himmels vermutlich genau jener entsprach, die Willi Kufalt aus seiner Zelle sah?

Die Frage ist leicht zu beantworten. Denn bis heute die Angewohnheit, Spuren in den Büchern, die ich lese, zu hinterlassen. Ich muss unterstreichen, Frage- oder Ausrufezeichen und gern auch begeisterte oder empörte Ausrufe hinzufügen. In alten Büchern begegne ich also meinem früheren Ich, seinen Ansichten und vor allem seinen Fragen. In diesem Exemplar von "Wer einmal aus dem Blechnapf frißt" ist hinten akribisch vermerkt, wann ich es gelesen habe: Juni 86. Es war die Zeit, als aus der Sowjetunion ein frischer Wind von Glasnost und Perestroika herüberwehte. Als man sich – freiwillig! – für Russisch-Kurse anmeldete, weil es hieß, dort würde die Prawda im Original – und nicht die frisierte DDR-Variante – gelesen. Und auch die Zeit, in der sich bei uns nichts bewegte. Im Juni 86 war ich wegen der Teilnahme an einer Dada-Soiree gerade strafversetzt worden und man hatte mir mitgeteilt, dass ich unter diesen Umständen selbstverständlich zum Studium wieder nicht zugelassen sei. Vor mir lag etwas, das Hausi in "Kinder von Hoy" beschreibt als "hundert Jahre Bergmann" – auch wenn ich im Kulturhaus des Gaskombinats Schwarze Pumpe arbeitete. Hundert Jahre Hoy. Hundert Jahre Einsamkeit.

Welche Spuren habe ich in diesem Juni 1986 hinterlassen in dem Buch von einem, der in die Freiheit geht und feststellt, dass sie keine ist? Auch diese Wiederbegegnung bringt Erstaunliches zutage. Denn es gibt nur eine einzige Stelle, die ich im ganzen Buch unterstrichen habe:

"Die haben ihm doch fünf Jahre lang jede Entscheidung abgenommen. Die haben gesagt: "Friß!", und da hat er gefressen. Die haben gesagt: "Geh durch die Tür!", und da ist er durchgegangen, und: "Schreib heute!", und da hat er heute seinen Brief geschrieben."

Es war der eingeschränkte Himmel, der enge Horizont, der mich 1986 beschäftigte. Das Scheitern des Willi Kufalt in der Freiheit war für mich zu jener Zeit offenbar wenig interessant.

Anders heute. Fast atemlos und voll mitfühlender Qual folge ich dem Bemühen dessen, der dazugehören möchte zu den vermeintlich "Anständigen". Der alles richtig machen möchte – und es ist so falsch. Denn es geht gar nicht darum, was er macht. Sondern nur, wer er ist bzw. viel weniger als das: woher er stammt.

"(...) in ihnen sitzt das Gefühl, daß sie es doch auf dem normalen Wege nicht schaffen, daß sie nie, nie wieder in ein ruhiges, bürgerliches Leben zurück können. (...) Sie glauben nicht mehr an sich, sie trauen sich nicht mehr – es geht ja doch einmal schief, wer einmal aus dem Blechnapf frißt, frißt immer wieder daraus."

Es ist das ewige Schicksal des kleinen Mannes, des Falladaschen Helden. Kleiner Mann, was nun?

“Wir ändern nichts. Es wird nicht anders. Es ist wie eine Wand, gegen die man läuft.”

Die da oben. Wir hier unten. Diese Wut.

Natürlich ist das, was den kleinen Mann bei Fallada umtreibt, reale, existentielle Not. Etwas, das die Mehrzahl der Wütenden bei uns so gar nicht kennt. Davon abgesehen aber ist das, was er beschreibt, eine zutiefst gesplante Gesellschaft. Gespalten in oben und unten. Unüberwindbar gespalten für jene, die draußen sind. Die in den kleinen Städten, in die der demokratische Geist scheinbar nicht einzieht.

In einer Mail wurde ich kürzlich gefragt, ob ich mir vorstellen könne, in einer der folgenden “Problemstädte” zu lesen. Es folgte eine Aufzählung ostdeutscher Kleinstädte, darunter Spremberg, meine Geburtsstadt. Problemstädte also. Weil hier die Wut am größten ist und die Bereitschaft, eine faschistische Partei zu wählen.

Das Problem, so viel ist klar, sind immer die anderen. Die nicht gesellschaftsfähig sind oder eben – vermeintlich – nicht demokratiefähig. Die in den Problemstädten. Für Fallada wurde übrigens Neumünster zur Problemstadt, so wie später Feldberg und Berlin. Und bis in seine letzten Werke beschreibt er das Gefühl der einen, die aufblicken müssen, nach oben, aber auch das der anderen, die herabblicken. Zitat aus “Alpdruck”:

“Alle, alle waren sie ihm gleichermaßen verächtlich. Er konnte sie nicht mehr hassen, sie waren nichts anderes als kleine böartige Tiere – so, genau so hatten die ersten russischen Soldaten ihn und seine Frau angesehen, und so sah er sie nun selbst an -: alle Deutschen. Aber er gehörte zu diesen Deutschen, (...) Er war einer von ihnen, nichts war es, das ihn vor den anderen ausgezeichnet hätte.”

Und vielleicht ist dies die wichtigste Erkenntnis und Grundbedingung jeden Schreibens. Und bietet Literatur, die von Hans Fallada ebenso wie jede andere, eben keine Gebrauchsanweisung, sondern immer die Begegnung mit uns selbst und unserer Zeit. Etwas, das nur sie so vermag. Es ist wie mit den Räumen bei Garcia Marquez, in denen die Geister wohnen, aber nicht Jeder kann sie sehen und mit ihnen sprechen. Jedes Buch ist so ein Raum, und mit jedem neuen Lesen wecken wir neue Geister.

Das hilft nicht gegen die Bonzen und die Bomben, nicht gegen den Kapitalismus und die Gewalt. Aber es hilft: gegen die Einsamkeit in dieser unserer gesplanten Welt.

Danke, Hans Fallada! Danke, liebe Jury, für diese mutige Entscheidung – mutig, weil sie wagt, jenseits des politischen und künstlerischen Mainstreams hinzusehen. Danke, Neumünster, das sich mir nun als realer Raum einschreibt. Danke, liebe Jana Hensel für die schöne Laudatio. Dank auch dem Suhrkamp Verlag und vor allem meiner fabelhaften Agentin Aenne Glienke, die von Anfang an an das Projekt geglaubt hat und mich stets ermutigt und unterstützt hat. Vor allem aber danke an die Kinder von Hoy! Zuerst an David und die ehemaligen Vertragsarbeiter/innen, die mit uns in Hoy gelebt haben, die vertrieben wurden, bis heute am Rand des Existenzminimums in Maputo ihr Dasein fristen und die auf die

Auszahlung der ihnen zustehenden Löhne und Leistungen immer noch vergebens warten.
Danke an Hausi, Karsten und alle anderen. Es ist unsere Geschichte, unser Buch und
unser Preis. Denn nach wie vor gilt: Alle für eene, eene für alle. DANKE.